

III. und letzter Teil

Lima Barreto

Das traurige Ende des Policarpo Quaresma**Das Vaterland zwischen Parodie, Utopie und Melancholie**

BERTHOLD ZILLY

Reformen auf dem Lande

Policarpo ist Wirtschaftsnationalist; ähnlich wie die damaligen positivistischen Politiker fordert er Schutzzölle für die nationale Industrie und kauft nach Möglichkeit nur einheimische Erzeugnisse. Wichtiger aber noch ist ihm die Entwicklung der Landwirtschaft als Grundlage für ein starkes, wohlhabendes, sozial gerechtes Vaterland.

Nachdem die Reformen im Bereich der Kultur nicht nur gescheitert sind, sondern sich auch als sinnlos erwiesen haben, zieht der Patriot aufs Land, um seine Gesundheit wiederherzustellen, aber auch, um ein Mustergut aufzubauen, von dem Impulse zu einer regionalen und nationalen Reform der Landwirtschaft ausgehen sollen. Er will beweisen, daß Brasilien als das fruchtbarste Land der Welt seine Bevölkerung leicht ernähren könnte, während es in der Realität – dies der faktische Hintergrund von seiner Sorgen – mehr als ein Fünftel seiner Devisen für Lebensmittelimporte ausgab. Policarpus Patentochter Olga teilt zwar nicht seine Brasilien-Schwärmereien, wohl aber seinen Wunsch nach Hebung der Agrarproduktion und der Lebensbedingungen auf dem Lande. Voll Mitgefühl forscht sie, warum es dort, keineswegs nur in abgelegenen Regionen, sondern ganz in der Nähe der Hauptstadt, soviel Armut und Elend gibt und bekommt als Teilantwort, daß die Besitzverhältnisse keinen Anreiz zur Entfaltung von Eigeninitiative bieten.

Auf dem „Ruhehof“ muß Policarpo, da seine Bibliothek als Erkenntnisquelle nicht ausreicht, meteorologische Meßgeräte und landwirtschaftliche Maschinen anschaffen, die ihm allerdings nicht weiterhelfen, teils weil er sie nicht fachkundig anzuwenden weiß, teils weil die brasilianische Erde nicht so fruchtbar ist wie gedacht, teils der Tierkrankheiten und der Pflanzenschädlinge wegen, deren schlimmste die Blattschneiderameisen sind. Diese saúvas erinnern an einen leitmotivischen Spruch in Mário de Andrades Macunaíma: »Wenig Gesundheit und viel Ameisen Brasiliens Übel heißen«. Auch ökologische Überlegungen sind Policarpo nicht fremd, so, wenn er Brandrodungen ablehnt. Anders als die von Lima Barreto immer wieder kari-

kierten hochnäsigen Akademiker scheut er sich nicht, vom Volk zu lernen, zum Beispiel von seinem alten Diener, dem Schwarzen Anastácio. Gegen die Ameisen aber kann auch dieser wenig ausrichten.

Was den Aufschwung des Mustergutes und überhaupt des Landbaus noch stärker hemmt, sind gesellschaftliche und politische Strukturen, so der erwähnte Coronelismo und die damit verbundene Vorherrschaft des Latifundiums, dem angesichts der fast kostenlosen Arbeitskräfte und des überreichlich vorhandenen Bodens die Anreize zur Produktivitätssteigerung fehlen. Ein anderes bis heute schwer zu beseitigendes Hemmnis ist die monopolartige Rolle des Zwischenhandels, die den Absatz landwirtschaftlicher Produkte verteuert, eine Ausweitung der Produktion behindert, die Konkurrenz lähmt und so eine moderne kapitalistische Entwicklung des ländlichen Raumes verzögert. Wenn sogar Policarpo als landwirtschaftlicher Kleinunternehmer scheitert, obwohl er doch gebildet ist, einigen Sachverstand besitzt und neuen hinzu erwirbt, über Kapital verfügt und Eigentümer des von ihm bewirtschafteten Landes ist, wie sollen die analphabetischen Kleinbauern, Pächter und Tagelöhner vorwärtskommen, denen meist nicht einmal der Grund und Boden gehört, auf dem sie wohnen und arbeiten?

Entwicklung durch Diktatur?

Policarpus Pläne zu Erneuerung der Nation erfordern einen starken Staat, der sich über die Partikular- und Klasseninteressen der Oligarchen, der Karrieristen und Opportunisten hinwegsetzt, um notwendige Reformen durchzuführen und der gemäß dem Konzept Auguste Comtes die besten Fachleute des Landes mit den Regierungsgeschäften beauftragt. Bei unserm Patrioten verbinden sich romantische Indianerbegeisterung mit modernem, positivischem und republikanischem Fortschrittsglauben, und so ist es ihm eine Selbstverständlichkeit, die „Entwicklungsdiktatur“ des Marschalls Floriano Peixoto zu unterstützen, zumal er ihn aus früheren Zeiten persönlich kennt, ohne daß er daraus persönliche Vorteile zu ziehen gedächte.

Daß Policarpo schon in jungen Jahren hat Soldat werden wollen und daß seine

politischen Reformbestrebungen ihn, der nie eine Waffe getragen hat, scheinbar versehentlich und absurderweise zum Offizier machen, hängt mit der engen Verbindung zusammen, die zwischen Patriotismus, Nationalismus, Republik und Armee in Brasilien bestand. Seit dem Paraguaykrieg (1865–70) sahen sich die Streitkräfte als besondere Sachwalter der Nation. Vor allem das Heer, mehr noch als die Marine, war trotz seiner Mannschaftsstärke von kaum über 20.000 Mann eine der wenigen Institutionen, die in den Weiten dieses kontinentalen Landes dem Staate Präsenz verlieh, die Regionen untereinander mit der Hauptstadt verband und die Einheit des Staatsgebietes gewährleistete. In der ersten republikanischen Verfassung ließ die Armee ihre nationale Sendung als Schiedsrichter zwischen den drei verfassungsmäßigen Gewalten und als Garant nicht nur der äußeren, sondern auch der inneren Sicherheit festschreiben, womit sie teilweise die Rolle des Kaisers übernahm, der sich als poder moderador verstanden hatte, als „ausgleichende Gewalt“.

Wie bei seinen beiden ersten Versuchen, die Nation zu reformieren, muß unser Held auch im Bereich der Politik eine herbe Enttäuschung erleben. Daß selbst unter einem Regime, das buchstäblich „Ordnung und Fortschritt“ auf die Staatsflagge schrieb, den fachlich weniger Befähigten die Führungsposten zufallen, ist noch relativ harmlos. Generale und Admirale, die in der Tradition des miles gloriosus der römischen Komödie sich mit fremden Ruhmesfedern aus dem Paraguaykrieg schmücken, müssen sich wegen ihrer tatsächlichen Inkompetenz bei jungen Offizieren Rat holen. Von diesen einer, Oberleutnant Fontes, wird vom Autor mit einem bemerkenswert differenzierten Profil ausgestattet. Seine Geradheit, Geistesgegenwart, militärische Kompetenz, positivistische Halbbildung, Kleinbürgerlichkeit, sein autoritärer und republikanischer Reformeifer, aber auch seine fanatische Aufopferungs- und Tötungsbereitschaft weisen auf den Geist des Tenentismo, der Leutnantsbewegung der zwanziger Jahre, einer politischen Reforminitiative von Offizieren unterer Dienstgrade, die man als die Jungtürken Brasiliens bezeichnen könnte, und die letztlich 1930 den spä-

teren Diktator Getúlio Vargas an die Regierung brachten. Noch negativer und karikaturhafter als die Militärs erscheinen die zivilen Unterstützer des Regimes, inkompetent, aufgeblasen oder geldgierig und hemmungslos ehrgeizig, wie der Finanzbeamte Genelício oder der Arzt Armando Borges.

Eine herbe Enttäuschung ist der Staatschef selbst, Marschall Floriano Peixoto, dessen Blässe und Undurchsichtigkeit eine ideale Projektionsfläche für die hochfliegendsten Hoffnungen und Erwartungen seiner Landsleute abgeben. Trotz oder gerade wegen seiner karikaturhaften Verzeichnung hat der Autor wesentliche Züge dieses kleinlichen, mittelmäßigen, gleichgültigen, kaltherzigen, grausamen, gemüthlichen, leutseligen, provinziell-diktatorischen Machthabers erfaßt, der die positivistischen Visionen seiner Unterstützer als Mittel zur Machterhaltung nutzt und die Landbevölkerung der eigenen Nation verachtet. Mit seiner Figur des Marschalls sowie der unter ihm herrschenden Atmosphäre des Terrors weist Lima Barreto auf die spätere Gattung des lateinamerikanischen Diktatorenromans, wozu etwa Der Herr Präsident von Asturias, Ich der Allmächtige von Roa Bastos oder Der Herbst des Patriarchen von García Márquez gehören.

Belächelt der Erzähler auch Policarpus idealisierende Maßstäbe zur Beurteilung des Staatschefs, die sich an dem frühabsolutistischen Herrscher Heinrich IV. und seinem Minister Sully und auch an Turgot, dem aufklärerischen und bald gescheiterten Minister Ludwigs XVI., orientieren – im Grunde teilt er sie, denn alle drei Staatsmänner, bis heute in Frankreich hochgeachtet, stehen für Versöhnung und Toleranz, für Reform der Landwirtschaft und Effizienz der Verwaltung. Bekanntermaßen forderte jener zunächst protestantische König, dem Paris eine Messe wert war und der das Edikt von Nantes erließ, jeder Franzose solle am Sonntag sein Huhn im Topf haben, was so recht im Sinne Lima Barretos und seines patriotischen Helden wäre.

Zur Dialaktik von Humanität, Nationalität und Bestialität

Der dritte, politische Teil der Romanhandlung veranschaulicht das barbarische Potential eines ins Nationalstaatliche gewendeten Patriotismus. Wenn sich die Idealisten als beinahe ebenso gefährlich entpuppen wie die Machtmenschen und ihre Schmeichler, so zeigt sich darin Lima Barretos pessimistische und aufklärungskritische Haltung zur Geschichte, geprägt von der Sorge, Humanitätsstreben und Fortschritt könnten im Zeitalter der losgelassenen Nationalismen und Staatsvergottungen umschlagen in Haß, Gewalt

und Unmenschlichkeit. Ihrer mythischen Verklärung entkleidet, bestätigen die Zeitalter, auch die jüngste Vergangenheit, immer wieder die Hegelsche Einsicht, daß die Geschichte eine Schlachtbank ist und nur selten menschliches Glück befördert. Der Schriftsteller und Dramatiker Franz Grillparzer, ein dynastischer Patriot aus dem multinationalen und multikulturellen späten Habsburgerreich, hat diese dunkle „Dialektik der Aufklärung“, als hätte er die Greuel beider Weltkriege vorausgeahnt, so zusammengefaßt: »Der Weg der neuern Bildung geht von Humanität durch Nationalität zur Bestialität«.

Um den Nationalismus zu bekämpfen, mußte Lima Barreto die falschen Bilder Brasiliens von sich selbst und überhaupt die Suche nach einer Definition der Nationalkultur in Frage stellen. Schritt für Schritt werden die nationalistischen Klischees und Mythen von den Ereignissen dementiert und ad absurdum geführt, die Fruchtbarkeit der Natur, die Schönheit der Landschaft, die Urwüchsigkeit der Kultur, Versöhnlichkeit und die Friedfertigkeit der Bewohner, bis schließlich zum Wesen Brasiliens, seiner Geschichte und seiner Kultur, nur noch Fragen übrig bleiben, und einer der gefährlichsten Mythen ist der Patriotismus selbst, den der Autor beinahe systematisch dekonstruiert. Er argumentiert nicht von außen, von einem abstrakten kosmopolitischen Humanitätsideal, wie er überhaupt misstrauisch ist gegen Doktrinen und Ideologien, sondern von innen, von einem durchaus patriotischen Standpunkt, indem er der Klassengesellschaft und dem Unrechtsstaat, die den Patriotismus und Nationalismus für Macht- und Geldinteressen ausnutzen, den Prozeß macht. Ihm schwebt, als Utopie ex negativo erahnbar, ein sozialer, bürgerschaftlicher, geschichtsbewußter, in der eigenen Kultur verankelter, fremdenfreundlicher Patriotismus vor, der über sich hinaus weist und gewissermaßen sich selbst aufhebt.

Wenn Policarpo dem Regime am Ende, nachdem er es durchschaut hat, die Komplizenschaft aufkündigt und einen Großteil seiner Schuld durch sein Martyrium abträgt, so verdankt er dies vor allem seiner spontanen und praktischen Menschenfreundlichkeit. Dazu gehört, anders als beim Quichotte, eine hohes Maß an Inkonsequenz, an Widerspruch zwischen Gesinnung und Verhalten, etwa wenn er französisches Brot isst, amerikanische Landmaschinen kauft, Gvatterschaft mit einem Italiener pflegt und als Kronzeugen für den Wert der scheinbar urbrasilianischen *modinha* einen englischen Reisenden zitiert.

Seine Herzensbildung aber verdankt sich auch der Literatur. Die Buchverächter, wie realitätstüchtig im Sinne des

eigenen Vorwärtskommens sie auch seien, werden vom Erzähler lächerlicher gemacht als die Buchenthusiasten. Der regierungsfremde Dr. Borges, der über anspruchsvollen Büchern einschläft, tut, als seine Frau Olga das Leben ihres Paten retten will, ihre Zivilcourage als theatrale, literarisch vermittelte, wirklichkeitsfremde Attitüde ab, wenn er bemerkt: »Bist du etwa im Theater?«. Diese ironische und rhetorische Frage wendet seine Frau, die romantisch angewehrte, aber gescheite Verbündete des überspannten Policarpo, ins Ernsthafte: »Wenn es menschliche Größe nur im Theater gibt, dann ja«. Sie verteidigt die Künste als Hort humaner Werte und charakterlicher Integrität gegen Duckmäuserei und blinde Anpassung an die realen Machtverhältnisse. Eine schönere, immerhin partielle Rehabilitierung des Bovaryismus könnte man sich gar nicht denken. Frei nach Hegel: wenn die ästhetisch inspirierte, humanitäre Phantasie mit der Wirklichkeit zusammenstößt, dann um so schlimmer für die Wirklichkeit. Die Kritik an literarischen Chimären rechtfertigt keineswegs die Abschaffung der Literatur; bei aller Satire auf das patriotische Schrifttum – anders als der spanische Ritter müssen Policarpo und Olga keine Bücherverbrennung miterleben.

Lima Barretos zwischen Humor, Satire, Ernst und Nostalgie changierender Roman ist eine Liebeserklärung an die kleinen Leute in Stadt und Land, an die Stadt Rio de Janeiro, an Brasilien, an die Menschheit. Er geht traurig und beinahe tragisch aus, hinterläßt aber keine ganz und gar bittere oder pessimistische Stimmung. Zwei redliche, gütige, vom Erzähler nur mit leiser Ironie bedachte Menschen, Freunde des todgeweihten, ebenso komischen wie edlen Helden treffen sich am Schluß in einem Park, eine Frau und ein Künstler, halbe Außenseiter sie beide: Olga, die junge Dame italienischer Herkunft und Ricardo Anderherz, der fast plebejische Dichtersänger aus dem fernen Sertão. Beide, wiewohl kein Paar, werden vor dem Hintergrund des geschichtlichen Wandels und der möglichen Zivilisierung von Natur und Stadt als Hoffnungsträger angedeutet: »Sie trat ins Freie, blickte in die Luft, zum Himmel, nach den Bäumen von Santa Teresa, und ihr kam in den Sinn, daß über diese Erde einstmal wilde Stämme gezogen waren, von deren Häuptlingen sich einer brüstete, in seinen Adern fließe das Blut von zehntausend Feinden. Das war vier Jahrhunderte her. [...] Große Wandlungen hatte das Antlitz des Landes, hatte vielleicht sogar das Klima durchgemacht... Hoffen wir auf weitere Wandlungen, dachte sie, und schritt gelassen Ricardo Anderherz entgegen.« ■